

MÜNCHENER UNIVERSITÄTSREDEN

In Verbindung mit der Gesellschaft von Freunden und
Förderern der Universität
herausgegeben von Rektor und Senat

Heft 8

POLITIK
UND GEISTESLEBEN

VON

KARL VOSSLER



MÜNCHEN 1927

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW. 12

26

Münchener Universitätsreden

- Heft 1. **Leopold Wenger**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Von der Staatskunst der Römer**. Rede gehalten beim Antritt des Rektorats am 29. Nov. 24 . . . M. 1.—
- Heft 2. **Eduard Schwartz**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Rede zur Reichsgründungsfeier der Universität München** am 17. Januar 25. . . M. —.50
- Heft 3. **Carl von Kraus**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Walther von der Vogelweide als Liebesdichter**, Rede am 4. März 25 M. —.50
- Heft 4. **Jahrtausendfeier der Rheinlande**. Reden gehalten v. Rektor Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Leopold Wenger** und Geheimrat Univ.-Prof. Dr. **Hermann Oncken** M. 1.—
- Heft 5. **Wilhelm Wien**, Geheimrat Professor Dr., **Universalität und Einzelforschung**. Rektoratsrede M. 1.—
- Heft 6. **Hermann Oncken**, Geheimrat Univ.-Prof., **Deutsche Vergangenheit und deutsche Zukunft**. Rede, gehalten bei der Reichsgründungsfeier am 16. Januar 1926 M. —.80
- Heft 7. **Wilhelm Wien**, Geheimrat Professor Dr., **Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Physik**. Rede, gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 19. Juni 1926 M. —.60
- Heft 8. **Karl Vossler**, Geheimrat, Universitäts-Professor, **Politik und Geistesleben** M. —.90
- Früher ist erschienen:
- Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Die Universität als Bildungsstätte**, Vortrag gehalten im Deutschen Studentenbund am 15. Dez. 22 M. —.50
- Karl Vossler**, Geheimrat, Univ.-Prof., **Das heutige Italien**, öffentlicher Vortrag gehalten am 31. 12. 23 M. —.50

Münchener juristische Vorträge

Die Herausgabe wird durch einen Ausschuß der Juristischen Studiengesellschaft besorgt, der aus den Herren Oberlandesgerichtsrat Staatsrat Dr. K. MEYER, Universitätsprofessor Dr. E. RABEL und Justizrat Rechtsanwalt G. OTT besteht. — Die Redaktion betreffende Zuschriften sind an Herrn Geh. Justizrat Professor RABEL, München, Leopoldstr. 18, zu richten.

Bisher sind erschienen:

- Heft 1. **Ernst Rabel**, Geheimrat, o. ö. Prof. an der Univ. München, **Aufgabe und Notwendigkeit der Rechtsvergleichung** (Subs.-Preis —.55) M. —.65
- Heft 2. **Erwin Riezler**, o. ö. Prof. a. d. Univ. Erlangen, **Die Abneigung gegen die Juristen** (Subs.-Preis —.50) M. —.60
- Heft 3. **Ernst Wilmersdörffer**, Rechtsanwalt in München, **Das neue Reichsbankgesetz und das Überweisungssystem nach dem Dawesplan** (Subs.-Preis 1.—) M. 1.20
- Heft 4. **Joh. David Sauerländer**, Ministerialrat im bayer. Ministerium der Justiz München, **Zivilprozeßnovelle und Zivilprozeßreform** (Subs.-Preis 1.20) M. 1.50
- Heft 5. **Karl Geller**, Rechtsanwalt und Univ.-Professor in Mannheim-Heidelberg, **Die Industriebelastung** (Subs.-Preis —.80) M. 1.—
- Heft 6. **Adolf Weber**, Geheimrat, Prof. an der Universität München, **Wirtschaft und Politik** (Subs.-Preis —.80) M. 1.—
- Heft 7. **Fritz Keidel**, Rat am Oberlandesgericht München, **Aufwertung nach bürgerlichem Recht und nach der Dritten Steuernotverordnung** (Subs.-Preis 1.20) M. 1.40
- Heft 8. **Otto von Zwiedineck-Südenhorst**, Geheimrat, o. ö. Professor an der Universität München, **Macht oder ökonomisches Gesetz** (Subs.-Preis —.80) M. 1.—
- Heft 9. **Nikodem Caro**, Geh. Regierungsrat, **Die Kartellgerichte und ihre Auswirkungen** (Subs.-Preis 1.30) M. 1.60
- Heft 10. **Franz Schlegelberger**, Geheimer Regierungsrat, **Aufwertungsfragen** (Subs.-Preis 1.60) M. 2.—

Es empfiehlt sich die Münchener juristischen Vorträge zu subscribieren, da nur wichtige Themen behandelt werden

Jedes Heft ist auch einzeln käuflich

POLITIK UND GEISTESLEBEN

REDE ZUR REICHSGRÜNDUNGSFEIER

IM JANUAR 1927

UND DREI WEITERE ANSPRACHEN

VON

KARL VOSSLER



MÜNCHEN 1927

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW.12

POLITIK
UND GEISTLICHES
LEBEN
VON
CARL ROSSER

Copyright 1927 by Max Hueber / Verlag / München
Druck von Dr. C. Wolf & Sohn in München, Printed in Germany

Hochverehrte Festgäste,
Kollegen,
Kommilitonen!

So akademisch soll unsere heutige Feier nicht sein, daß wir in die ruhmreichen Erinnerungen an das Deutsche Reich von 1871 uns ganz versenken und von der weniger glänzenden Gegenwart uns abkehren. Dies wäre einer wissenschaftlich gebildeten Körperschaft unwürdig. Ja es wäre ihr unmöglich. Denn gerade die wissenschaftliche Betrachtung der Vergangenheit kann, je strenger und kritischer sie geführt wird, das Bewußtsein der Gegenwart desto weniger entbehren. Die Besten unserer heutigen Geschichtsforscher dringen mehr und mehr zu der Einsicht vor, daß alles Geschehene fortwirkt, daß es hinter uns nichts durchaus Totes gibt, daß wir in den Taten der Vorfahren unser jeweils aktuellstes Hoffen und Fürchten und Wollen aufdecken. Ein Studium der Geschichte, das nicht irgendwie in philosophische Selbsterkenntnis einmündet, hat keinen vernünftigen Sinn und verliert sich in anekdotischem und archaischem Klein- und Großkram. Also nicht die Gegenwart zu verscheuchen, wohl aber ihre besonderen, jeweiligen und neuesten Täuschungen und Blendwerke zu entzaubern hilft uns die historische Wissenschaft. Sie gleicht in dieser Hinsicht, wenn auch auf höherer Stufe, dem Totenkulte wilder Völker, wo mit festlichem Geschrei, Paukenschlag und Kriegstanz die bösen Dämonen besänftigt oder zerstreut und die guten Schutzgeister herbeigelockt und geehrt werden.

Die Trugbilder und Gespenster, die ich heute scheuchen möchte, sind zahlreich und gefährlich. Es ist die ganze politische Schwarmgeisterei, die damals als Bismarcks Wille eine feste und klare Staatsordnung schuf, abgedrängt wurde in die dunkleren Winkel des öffent-

lichen Lebens. Man konnte glauben, sie sei erledigt. Inzwischen ist sie längst wieder über uns hereingebrochen und füllt den Vordergrund und verwirrt die Gemüter: immer in neuen Verpuppungen die alte Unvernunft: ein metaphysisches, spekulatives, romantisches, fanatisches, abstraktes, rationalistisches und mystisches Politisieren. Alle diese Unterarten von Unart, so verschieden und feindlich auch gegeneinander, entstammen, wenn ich mich nicht täusche, samt und sonders einer Störung des Verhältnisses zwischen dem geistigen Leben und dem politischen Wollen der Völker, einem Mißklang zwischen ihrer Kultur und ihrer Politik. Dort wo kulturelle und politische Bestrebungen auseinanderbrechen und sich fremd und feindlich gegenüber treten, als ob nicht beide auf ihre Art zu einem und demselben geistigen Leben der Menschheit gehörten, oder auch dort, wo sie in verschwommener und zuchtloser Vertraulichkeit sich buhlerisch miteinander vermengen, dort überall entarten die Kulturen, sei es ins Ärmliche und Rohe oder Üppige und Weichliche, und entstehen vielerlei Überschätzungen und Verleumdungen des politischen Handelns und verdichten sich zu abergläubischen Mythen.

Ein derartiger Mythos ist die Lehre von der Bosheit der Macht als solcher. Selbst ein so tiefer Geschichtsdenker wie Jakob Burckhardt hat von diesem Märchen sich schrecken und irren lassen, und nicht einmal ein so feiner und geduldiger Zergliederer des politischen Denkens wie Friedrich Meinecke ist seiner Verführung immer entgangen. Es gibt Zeiten, wo Umsturz, Krieg, Bedrückung und wirtschaftliche Not so qualvoll werden, daß selbst die edelsten und stärksten Geister sich der Vorstellung nicht mehr erwehren können: Macht, Staatsraison, Waffen, Diplomatie und Geld seien Erfindungen und Künste des Teufels, während sie doch an und für sich weder Schuld noch Unschuld haben, wie ein geladenes Gewehr. Seit Aurelius Augustinus die Civitas terrena des römischen Reiches mit dem Abscheu des Christen gebrandmarkt hat, ist auf aller Staatskunst der Verdacht, sie sei ein Satansbalg, ein wenig sitzen geblieben. Ja, seit wir Menschen geneigt sind, unsere weltlichen Tagesnöte aus der Ewigkeit statt aus den Zeitläuften herzuleiten und anstatt sie mit irdischer Tapferkeit zu beheben, sie an den Himmel hinaufzuspiegeln und zu vergrößern, seither besteht für uns alle die Versuchung, daß wir politische Ereignisse und Mächte in apokalyptische Beleuchtungen rücken und ihnen eine metaphysische Wichtigkeit andichten, die ihnen wahrhaftig so

wenig zukommt und eignet, wie einem Kometen oder dem alltäglichen Regenwetter. Mit solchem Gruseln verzerren wir die Gestalten der großen Staatsmänner und Feldherren zu Übermenschen, Halbgöttern und Raubtieren und verbauen uns die Möglichkeit, gerade das, worin sie vorbildlich sind, von ihnen zu lernen: die nüchterne Entschlossenheit und das umsichtige Verantwortungsgefühl. So ist uns aus dem Überschwang teils der dankbaren Verehrung, teils des geschlagenen Hasses ein Bismarckmythus, ein blutiger, eiserner, satanischer Überbismarck aufgehalst worden, der mir weder des deutschen Volkes noch der echten und edeln Menschlichkeit seines Kanzlers würdig erscheint. Wie die Italiener sich einen falschen Garibaldi in messianischer Aufmachung gefallen lassen, so wir in dämonischer einen falschen Bismarck. Das mag harmlos sein, solange es von Künstlern in Granit und Bronze oder in den Versen eines D'Annunzio mit mehr oder weniger Überzeugtheit und Geschmack verübt wird. Vielleicht ist es sogar gut, daß die Bismarcksage, daß das Garibaldi-märchen sich in Kunstwerken austoben; denn wehe, wenn sie in das politische Handeln überspringen. Dann werden aus Rothemden Schwarzhemden und aus garibaldinischen Handstreichungen gegen die Fremdherrschaft Justizmorde an friedlichen Mitbürgern.

Nicht immer ist der Mythus von der Bosheit der Macht und von der Dämonie des Staatsmanns so verführerisch und großartig, wie etwa bei Stendhal oder Nietzsche oder anderen Phantasten oder Orgiasten des Dynamismus. Derselbe Aberglaube hat seine unheroische, spießbürgerliche und pazifistische Kehrseite. An zahllosen Bier- und Kaffeetischen kann man seufzen hören, wie schmutzig, wie unheilbar unsauber doch alle politischen Geschäfte seien, wie unwahr die Presse, wie falsch die Kabinette, wie gemein die Parlamente usw. Man dünkt sich, indem man also jammert, zu hoch, zu geistig für die Politik. In Wahrheit ist man kleinmütig, bequem, unlustig und unfähig zum Helfen und Dienen am eigenen Volk. Wenn man noch nicht einmal zum Mitläufer taugt, dann freilich ist es schön, sich einzubilden, daß man über den Parteien steht. Die politische Ignavia, die Gleichgültigkeit, erscheint mir als die breiteste Gefahr des deutschen Volkes und als die schwerste Erbschaft, mit der wir vom alten Reiche her belastet sind. Von Kaiser Wilhelm I., von Bismarck und seinen Beamten her gewöhnt, daß die Führung geschickt und zuverlässig, die staatlichen Einrichtungen gesund, unsere kritischen

Bedenken aber überflüssig und nutzlos sind, haben wir unsere politische Unmündigkeit aus den Jahrhunderten des Absolutismus mit rührendem Biedersinn in die Neuzeit gerettet, haben sie gefüttert und geschmückt, bis uns der Weltkrieg die Zipfelhaube um die Ohren schlug.

Man sollte diese Haube der Unmündigkeit, die ihren Träger nicht unsichtbar, wohl aber blind macht, nicht länger für einen Schutz, noch für ein philosophisches Kleidungsstück ausgeben. Und doch beruft man sich noch immer auf den großen Philosophen der Staatskunst Machiavelli, um zu erhärten, daß Politik für anständige Menschen nicht passe, daß sie je besser desto böser, je sachlicher desto machiavellistischer, je reiner desto unmenschlicher sei, sein solle und müsse. In Wahrheit meint Machiavelli etwas anderes. Er meint, daß die besondere Natur, das Wesen oder die Idee der Politik sich desto richtiger darstelle und desto klarer sich erkennen lasse, je unabhängiger vom übrigen Geistesleben, je rücksichtsloser der beispielmäßig vorbildliche Homo politicus vorgehe. Machiavelli zielt philosophisch, d. h. mit unbeirrter Grundsätzlichkeit auf den Begriff der reinen Staatskunst, während er Ratschläge für den Praktiker nur gelegentlich, unmaßgeblich, je nachdem erteilt und aus eigener Praxis kaum etwas Erfolgreiches vorzuweisen hat. Man muß ihn als einen Physiologen oder Anatomen, nicht als einen Therapeutiker und noch weniger als einen ausübenden Heilkünstler des politischen Lebens betrachten und zu Rate ziehen. Aus dem Organismus des menschlichen Geistes schneidet er und präpariert das politische Organ heraus, scharf und säuberlich, und weist uns dessen eigengesetzliche Funktionen vor. Kein Wunder, wenn unbefugte Zuschauer von jenen Gefühlen des Grauens, Entsetzens und Ekels befallen werden, die wir vor einem bloßgelegten Gehirn oder vor einer herausgenommenen Leber empfinden. Das Gräßliche und Grausame bei Machiavelli kommt sonach nicht durch eine besonders niederträchtige Gesinnung oder gewissenlose Politik zustande, sondern durch die Loslösung des Staatslebens vom übrigen Leben des Geistes. Es ist die isolierende Abstraktion, die wissenschaftliche Strenge, nicht sein Charakter noch seine Gesinnung, was an Machiavelli so machiavellistisch wirkt. Daher es auch nicht dadurch sich beseitigen läßt, daß man es meidet oder verdeckt, mildert, entschuldigt, ein Auge zudrückt.

Durch Zurückhaltung, Lauheit und Güte ist die bittere Schärfe des staatswissenschaftlichen Salzes nicht aus der Welt zu schaffen. Vielmehr muß man die isolierende Betrachtung der politischen Dinge in die integrierende überführen, aus der lehrhaften Abstraktion in eine lebendigere und vollere Anschauung zurück und zu beweglicheren Begriffen aufsteigen. Die vielverwachsene Zusammengehörigkeit und wirksame Auseinandersetzung des politischen Wollens mit dem gesamten geistigen Streben der Menschen muß man umfassen und muß die soziologische Dialektik des Wechselspieles begreifen, wenn man von der Starre der machiavellischen Einsicht nicht gelähmt bleiben will.

Noch schrecklicher aber als der medusenhafte Anblick der reinen, d. h. vom Geistesleben losgelösten Politik, ist deren Ausübung. Denn es gibt wahrhaftig in Fleisch und Blut solch reine Staatskünstler: Politiker, die nur ihre eigene Tätigkeit, ihre eigenen Mittel, ihr Medium, die Macht als solche haben wollen und sonst nichts. Ein Poet, der keine andere Sehnsucht als die Poesie mit ihrem eigentümlichen Drum und Dran von Reimen, Rhythmen, Versformen kennt, ein Liebender, der nur die Liebe, gleichgültig zu welchen Menschen oder Opfern liebt, wie Don Juan, ein reiner Wissenschaftler, der nur den Begriff, ja den Begriff des Begriffes, nicht die Erkenntnis eines erlebten und vertrauten Sachgebietes sucht, was sind sie alle für öde Virtuosen und gesinnungsfremde Formalisten.

Dennoch möchten wir solche formalen Eiferer und Techniker der Fachmäßigkeit nicht missen, denn ohne sie bliebe jede Tätigkeit in einem ursprünglichen, willkürlichen, beliebigen und persönlichen Anfängertum, im Dilettantismus befangen. Schwerlich hätte man ein so verwickeltes Gewebe von innen- und außenpolitischen Aufgaben und Möglichkeiten, wie es der Gründer des Deutschen Reiches hinterließ, ohne formal gebildete Fachleute der Staatskunst übernehmen und fortsetzen können. Bismarcks Nachfolger taten sich denn auch auf ihre Vertrautheit mit machiavellistischen Diplomatenkünsten und politischen Umgangsformen, auf ihre „Schule“, Geriebenheit und Vorurteilslosigkeit nicht wenig zugute. wilt

Nur daß neben ihnen, den amtlich Bestellten, alsbald auch freiere, nicht nur gesinnungsmäßig, sondern tatsächlich unverantwortliche Berufspolitiker sich geltend machten und die Unmündigkeit des Volkes nützten, sich in den oberen wie unteren Schichten wieglerisch

betätigten und uns allerlei alte und neue politische Mythen einredeten: z. B. nationalistische und imperialistische Mythen, denen zufolge unser Volk auserwählt, unsere germanische Rasse zur Herrschaft über alle anderen geboren, unser Staatswesen allgütig und allmächtig sein sollte, oder sozialistische Mythen vom Klassenkampf als Erlösung, vom Generalstreik als Läuterung und Befreiung der Massen, von der Weltherrschaft des Proletariates, von der Allgewalt der wirtschaftlichen Kräfte, vom Untergang der kapitalistischen Gesellschaft usw.

Ich kann nicht alle politischen Ideologien und Programme der letzten hundert Jahre aufführen, nicht an allen den jeweils phantastischen, mythischen, utopischen, dogmatischen und apokalyptischen Einschlag aufweisen. Nur soviel sei gesagt, daß das eigentlich Gefährliche an ihnen nicht in der parteilichen Einseitigkeit, nicht in der grundsätzlichen Programmäßigkeit, auch nicht in der gelegentlichen Phantastik und teilweisen Blindheit liegt, keineswegs. Denn wie sollte man, wenn man Entschlüsse faßt und sie kräftig durchführt, nicht irgend etwas programmäßig Vorgenommenes und Parteiliches verwirklichen, nicht irgendwie einseitig vorgehen, sich dieser oder jener Möglichkeit nicht verschließen, sich nicht zeitweilig blind und teilweise phantasievoll hoffend verhalten? Ist im Grunde doch alles Handeln Wagnis, Herausforderung und Frage an das Schicksal, Versuchung der ewigen Mächte. Und gerade dieses bewegliche kontingente Verhältnis zwischen Mensch und Weltenlauf verdeckt und fälscht der politische Mythos. Er redet seinen Gläubigen die angemaßte heillose Sicherheit ein, daß ihnen das Wagnis gelingen, ihnen das Schicksal Rede stehen und Recht geben, ihnen die ewigen Mächte zu Diensten und zu beliebiger Verfügung sich halten müssen. Eine heldenhafte Zuversicht, wie sie in höchster Not und Gefahr uns manchmal überkommt und einen Ertrinkenden vielleicht retten kann, wird durch den politischen Mythos zur Lehre und Satzung für durchschnittliche Gelegenheiten und Menschenmassen breitgewalzt und ausgemünzt. Die todesgefaßte verwegenste Entschlossenheit des Kriegers wird zum seelischen Gewohnheitszustand einer Partei, einer Kaste und schließlich eines Volkes breitgetreten, hergerichtet, banalisiert. Der Sinn für die Tücke, Laune, Wandelbarkeit der Machtverhältnisse, das Gefühl für Chancen und für Verantwortung, das man jedem, der mit Politik zu tun hat, nicht

fein genug wünschen kann, wird abgestumpft, ein Betäubungs- und Rauschmittel wird zum täglichen Brot gemacht. Ist es doch so schön, so leicht, so groß und angenehm, mit einem politischen Mythos in der Brust die Waghalsigkeit eines Nachtwandlers und Unentwegtheit eines Betrunknen an den Tag zu legen, und die Vorsichtigen, die Wachsamten und Nüchternen erbärmlich zu finden!

Kommilitonen! Sie haben in den letzten Jahren viel getan, um den Alkoholismus aus dem studentischen Leben zu entfernen; aber seit einigen Jahren laufen Sie Gefahr, sich an politischen Phrasen und Mythen geistig zu betrinken. Wenn die akademische Jugend es nicht vermag, sich nüchtern zu halten, so sehe ich der Zukunft des Reiches, dessen Gründung wir heute feiern, mit Besorgnis entgegen.

Den echten Politiker und großen Staatsmann erkennt man daran, daß er nicht nur — was wir Professoren zu predigen nicht müde werden — historisch fühlt und denkt, sondern vor allem daran, daß er für die kommenden Dinge eine richtige Witterung hat, daß er voll von ihnen ist. Ein solches Zukunftsgefühl, gemischt aus Demut und Keckheit, kann ich mir nur auf religiösem Grunde denken. Wenigstens wüßte ich keinen schöpferischen Staatsmann und keine fruchtbare Staatskunst, die nicht von einem lebendigen Glauben getragen wären, sei es Vertrauen in das eigene Glück, in die Sache, in die Sendung, in das eigene Volk oder, auf höherer Stufe, in den Sinn des Welt- und Menschenschickes, in Gott. Weniger durch Wissen um Vergangenes und Gegenwärtiges als durch gläubiges Ewigkeitsbewußtsein wird das politische Wollen und Handeln der Völker in ein innerliches und gedeihliches Verhältnis zu ihrem übrigen Geistesleben, zu ihrer Sittlichkeit, ihrer Erkenntnis und Phantasie gebracht. Warum z. B. haben die Kreuzzüge so viel Dichtung, Kunst und Wissenschaft im ganzen Abendland befruchtet, veranlaßt, entfacht und beseelt, und die Eroberungskriege Ludwigs XIV. so wenig, obschon sie in einer Zeit der höchsten Kulturblüte stattfanden? Weil jene mit einer ewigen Idee in den Herzen unternommen, von gesinnungsfesten Menschen gewagt wurden und daher das ganze Gemüt und alle Geister erfüllten, während diese nur einem kurzsichtigen und einseitigen dynastischen Nationalismus ohne tiefere Notwendigkeit entsprangen und nur den geheimen Kabinetten, den Generälen, den Söldnern und den armen Leuten, deren Wohnstätten verwüstet wurden, zu schaffen machten, sonst niemand.

Woher auch sollte Staatskunst als solche, die doch immer nur mit zeitlichen, menschlichen, irdisch allzu irdischen Dingen umstellt und befaßt ist, woher sollte sie Weitsicht, Übersicht, Größe und Wirkung in die Fernen und Tiefen nehmen, wenn nicht der Mensch, der sie ausübt, der jeweilige Staatsmann an Himmelsräumen und Ewigkeiten sein Auge und Zeitgefühl weitete und läuterte? Eben die Einsicht, daß ohne Sinn für das Ewige und Absolute jede Staatskunst in Tagespolitik und Gelegenheitsmache befangen bleibt und sich in ihrer eigenen Kurzfristigkeit und Jeweiligkeit erschöpft, eben diese Erfahrung hat ja in unseren Tagen den Wunsch nach so etwas wie Staats- oder Nationalreligionen wieder erweckt und hat die Erfindung von jenen politischen Halbreigionen und Klassenmythen angeregt, die wir als ebenso wirksame wie gefährliche Reizmittel nunmehr kennen. Um die Massen des Volkes und der Völker, um ganze Jahrhunderte für sich zu gewinnen, um das gesamte Geistesleben einzufangen und politisch für diese oder jene Mühle zu kanalisieren, hat man jene imperialistischen und sozialistischen Glaubensformeln ersonnen und hat man andererseits die noch vorhandene christliche und kirchliche Gläubigkeit für das politische Leben wirksam gemacht und teils in erhaltendem, teils in fortschrittlichem Sinne gebraucht.

Unser deutsches Vaterland ist auf diese Weise mit einer Menge politisierender Religionen, nach zeitlichen Erfolgen lechzender Gläubigkeiten und staatsüchtiger Sekten gesegnet worden. Es kann einem angesichts dieser schlimmheiligen, weltlichen Flagellanten bange werden. Am glühenden Eifer der Überzeugungen und am Opfermute fehlt es nicht. Ja, das politische Gebaren unserer Jugend hat vom religiösen Fühlen und Denken so viel Absolutheit, so viel Wagemut, Hochsinn, Radikalismus, Unduldsamkeit, sektiererische Abwegigkeit und so viel Starrsinn übernommen, daß wir ihm dringend wünschen, es möge nun auch vom wissenschaftlichen Denken und von der Selbstkritik sich einiges mitteilen lassen.

Ein französischer Staatsmann hat einmal gesagt: „En politique il ne faut jamais dire jamais“ denn, das lassen Sie mich als Begründung hinzufügen, die politischen Dinge sind derart beweglich, sind so geschmeidig, so dünn, so fein und flüchtig, so beziehungsreich und relativ, so unabsolut, daß man sie überall, nicht etwa nur auf dem gemeinhin Politik genannten Lebensgebiete findet. Gibt es doch

nichts was Menschen beginnen, das nicht seine eigene und besondere Politik verlangte und erzeugte: nämlich eben in dem Maße und Stile wie es verwirklicht wird. Der Gedanke, den ich zum Satz gestalte und festige, hat in der Ordnung und Wirkungsabsicht der Worte, deren ich mich dabei bediene, sein Teil Politik. Das musikalische Motiv wird kunstgerecht politisiert durch die instrumentale Ordnung, die es hinaustragen und so oder so verkünden soll. Die Vision des Malers verlangt und erzeugt ihre Farben- und Linien-Politik und wirbt und setzt sich durch, kraft der „staatmachenden“ Kunst ihrer besonderen Sichtbarkeit. Die Wirtschaft, die Schule, die Eisenbahnen, die Kirchen, sie alle suchen, finden und haben in der Art, wie sie ihre Werte, ihre Bedürfnisse und Zwecke zur Geltung bringen, ihre Politik: Wirtschaftspolitik, Schulpolitik, Eisenbahnpolitik. Und unsere Alma mater sollte keine Politik aus sich selbst erzeugen und üben? Die einzig mögliche und gute Politik unserer Universität ist, wie mich dünkt, daß sie nach außen verwirkliche, schütze und zur Geltung bringe, was sie ihrem innersten Geiste nach will: die Erziehung zum selbständigen, kritischen und wahrhaftigen Denken.

Darum kann die Universität mit keinem politischen Mythos, mit keiner politischen Partei sich verbünden, auf keine politische Gruppe sich festlegen; wohl aber muß sie mit der staatlichen und nationalen Grundlage, auf der sie steht, mit dem bayerischen Staat, dem Deutschen Reich, dem deutschen Volk, der deutschen Geistesart und Kultur sich innig verwachsen fühlen, als mit ihrer eigenen geschichtlichen und gegenwärtigen Wirklichkeit. Nur von dieser bestimmten, räumlichen und zeitlichen Bodenständigkeit aus vermag sie die ewigen Dinge zu lehren und die Beweglichkeit der politischen Dinge zu deuten. — Kein politisches Schicksal verfolgt sie mit größerer Spannung und besorgterer Liebe als das deutsche. Keines erscheint ihr so schwer, so vieldeutig, so reich an Gefahren, Möglichkeiten und Hoffnungen. Darum bedarf auch keines so dringend einer weitschauenden, offenerzigen, gläubigen, aber undogmatischen, unfanatischen, nüchternen und festen Führung. Solche Geistesart zu bilden, eine verhaltene entschlossene Besonnenheit zu pflegen, die mit den politischen wie mit allen zeitlichen Dingen nicht buhlerisch, nicht spielerisch, nicht zimperlich, nicht leidenschaftlich und nicht seiltänzerisch, sondern gewissenhaft und gründlich umgeht, solche Führer zu erziehen, soll unser höchster Ehrgeiz, soll unsere Politik sein.

Ansprache bei der Immatrikulation im November 1926

Meine Damen und Herren!

Zunächst wende ich mich an diejenigen unter ihnen, die heute zum erstenmal in das akademische Leben eintreten. Ich begrüße Sie und wünsche Ihnen Glück zum neuen Stile, der sich Ihnen eröffnet. Ich wünsche, daß es für Sie alle die schönste, die glücklichste, die reichste Zeit Ihres Daseins werde, und daß Sie im hohen Alter noch mit Freuden an Ihre Münchener Studententage zurückdenken.

Die Vorbedingungen zum inneren und äußeren Glück sind selten so günstig wie in der Studentenzeit. Die hohen Ideen, die von den größten deutschen Denkern einst freudig begrüßt wurden, als sie von der Pariser Revolution verkündet, aber freilich eher verzerrt als verwirklicht wurden – hier und jetzt für Sie liegen sie nahe zum Greifen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, nicht als etwas Politisiertes, sondern als Gesinnung und als Forderung.

Die höchste Form der Freiheit, die geistige Selbstbestimmung, wird Ihnen am Eingang der Universität in die Hand gelegt. Lernen, studieren, erforschen, was Ihnen nach eigenster Neigung, Begabung und Lust das Liebste ist – hier dürfen Sie es. Lassen Sie diese Freiheit sich so wenig wie möglich schmälern, sich nicht verkümmern durch Prüfungsängste, Nahrungssorgen und besonders nicht durch unwürdig schwächliche Nachgiebigkeit gegen Bruder Adam. Der eigene Leib ist immer ein wenig und manchmal auch sehr niederträchtig. Bei uns wird Ihnen täglich und stündlich fühlbar gemacht, wie wichtig, wie schwer und wie köstlich die Selbstbestimmung ist. Denn von allen Seiten her strömen die Verführungen, Lockungen, Angebote, Ratschläge auf Sie ein. Verbindungen, Vereine, Veranstaltungen, Vergnügungen, ja Dozenten und Wissenschaften, kurz alle guten und alle bösen Geister werben um jeden von Ihnen.

Sehen Sie zu, daß Sie Ihre eigene, Ihre eigenste Wahl treffen, daß Sie sich nicht verlieren, nicht zerstreuen, nicht sich selbst untreu werden. — Das wäre das Ende der echten Freiheit und der Anfang der falschen, d. h. der Unordnung und Ver lumpung.

Nächst der Freiheit ist Ihnen die Gleichheit bei uns verbürgt. Draußen im Philisterium gibt es Diener und Herren, Knechte und Machthaber, Arme und Reiche und jede Form von gesellschaftlicher Stufung und Abhängigkeit. Die Studenten sind einander alle gleich, und im Angesicht der Wahrheit und der Wissenschaft sind auch wir Professoren Studenten. Wer unter uns diese Gleichheit zerstört und sich besser oder auch etwa schlechter dünkt als sein Kommilitone oder Kollege, ist ein Philister.

Den Geist der Brüderlichkeit zu üben ist schließlich jedem, der sich den Wissenschaften widmet, unumgänglich. Nicht in dem äußerlichen und abenteuerlichen Sinn, daß Sie einander um den Hals fallen und sich mit Bruderküssen traktieren sollten, sondern in dem Sinne, daß wir nur diejenigen Menschen, Geschöpfe und Kräfte verstehen, die wir lieben und in denen wir etwas Brüderliches entdecken und fühlen. Um es negativ zu sagen, in dem Sinne, daß der Haß den Geist verschließt und das wissenschaftliche Verstehen und Begreifen unmöglich macht. Die Masse des Wissens ist heute derart angeschwollen, daß niemand hoffen kann, sie mit seinem Verstand und Gedächtnis noch zu umspannen. Jeder Wissenschaftler, auch der größte, muß sich spezialisieren, muß Fachmann werden, ein Fachkenner und -künstler, der wirklich gut nur sein enges Gebiet übersieht und beherrscht, im übrigen aber ein Laie ist. So bin z. B. ich in der Chemie oder in der Astronomie Laie, nicht viel anders als irgend ein Bauer oder Arbeiter, ein Ausgeschlossener. Ich kann da nicht mitreden, nichts verstehen, aber ich kann verehren und lieben, etwa so wie der heilige Franziskus von Assisi in den Naturkräften und Urstoffen das Brüderliche ahnte, das sie mit dem göttlichen All und mit ihm selbst verbindet, und Wasser und Feuer, Erde und Luft seine Brüder und Schwestern nannte. Alles Ding hat irgendeinen brüderlichen Aspekt, eine Seite, von der es als eingeordnet, als gesetz- und rechtmäßig, gut und schön und göttlich erscheint und sich harmonisch bindet; in letzter Hinsicht ist diese Seite die wesentliche, die geheimnisvolle und interessante, diejenige, um die der wissenschaftliche Forscher sich

müht und die der Liebende und Glaubende ahnt. So ungefähr möchte ich von uns Akademikern die Brüderlichkeit verstanden wissen. Was wir nicht verstehen, wollen wir darum nicht auch hassen. Dem Philister ist immer irgend etwas verhaßt und feindlich, das er nicht begreift: sei es, daß er die Fremdvölker haßt oder eine Partei oder ein Bekenntnis oder was weiß ich. Heute ist Deutschland zerrissen vom Klassenhaß. Der Student, der dem Klassenhaß oder dem Rassenhaß dient, erniedrigt sich in die Fron der materiellen Interessen. Sie dürfen nicht glauben, daß hinter solchen Gehässigkeiten etwas anderes stecke als materielle Interessiertheit. Es ist das Vorrecht des Akademikers, überhalb der Interessengruppen, der politischen Parteien, wirtschaftlichen Vertrustungen und Versklavungen zu stehen. Unser Vaterland reicht über derartige Verbände und Risse hinweg und weit hinaus über die heutigen deutschen Grenzpfähle, die nicht wir, sondern unsere Feinde gesteckt haben.

Nun noch ein Wort an die Ausländer unter Ihnen. Sie, die Sie nach Deutschland und München gekommen sind um der Wahrheit und Wissenschaft willen, sind uns keine Fremden, sondern liebe und willkommene Gäste. Gast sein, heißt die Vorteile und Wohltaten eines Landes genießen, seine Nachteile hinnehmen, seine Sitten und Sonderart achten und sich gefallen lassen. Möge München, möge unsere Art zu leben und zu arbeiten Ihnen gefallen!

Ansprache beim Festakt der Jahrhundertfeier am 27. November 1926

Hochverehrte Gäste!

Sie, die der Einladung unserer Universität zu ihrer Jahrhundertfeier entsprochen haben, erweisen uns Angehörigen dieser Universität eine große Ehre, für die wir Ihnen von Herzen dankbar sind. Im übrigen versteht sich, daß nicht wir Professoren und Studenten, nicht wir große und kleine Kinder der Alma Mater Monachensis der gefeierte Gegenstand sind. Wenn überhaupt ein Menschenkind der Held dieses Tages sein darf, so kann es sich nur um König Ludwig I. von Bayern und seine Ratgeber handeln. Des Königs Befehl hat das akademische Idyll von Landshut durchbrochen, sein Wille und Werk ist es, daß wir nun unablässig ins Große und Weite streben müssen. Denn die herrliche Stadt, in die er vor hundert Jahren unsere Alma Mater einführte, ist von der Natur und von ihren Erbauern wahrhaftig nicht als ein gemütlicher Winkel, noch als ein deutsches Capua gemeint und angelegt worden. Auf dieser Hochebene mit ihrer herben Bergluft, ihrem scharfen Licht und stürmenden Föhn, auf diesen großzügigen Straßen und Plätzen, wie König Ludwig sie schuf und liebte – wie nimmt sich hier ein schwächliches, lichtscheues, halbes und verschlossenes Denken und Handeln stilwidrig aus!

Wie der hochsinnige Antrieb den König erfaßte, durch ihn wirkte und die Verlegung und Neugestaltung dieser Universität bewerkstelligte, wird Ihnen der berufene Kenner der bayerischen Landesgeschichte, Kollege Doeberl, erzählen. Die Erforschung vergangener, aber noch heute wirksamer Kräfte des Vaterlandes hat ihn derart gefesselt, daß er auf die lastende Schönheit unserer goldenen Kette glaubte verzichten zu müssen, die doch in diesem Jubeljahr auf seiner Brust als der des bayerischen Historikers strahlen sollte. Mir kommt es nicht zu, in der landesgeschichtlichen Erinnerung zu verweilen.

Da aber jede wirklich geschichtliche Tat hinausschreitet über ihren Träger und hinweg über Könige, Kärner und Grenzpfähle in die Zukunft und in die Ferne greift, so lassen Sie mich dort nach dem Gegenstande fahnden, dem unser Fest etwa weiterhin gilt.

Wenn mich nicht alles täuscht, so rühmen und preisen wir durch die heutige Feier mit dankbarer Erinnerung und mit mutigem Vorsatz die Überwindung des geistigen Provinzialismus. Provinzialismus, nicht in dem kurzatmigen Sinn, daß wir glaubten, ihm durch das Verlassen einer ehrwürdigen und stilvollen Kleinstadt wie Landshut oder Ingolstadt entgangen zu sein, noch auch, daß wir meinten, unsere Aufgabe oder, wie es in der Übersiedlungsverordnung von 1826 heißt, „die heiligen Interessen der Wissenschaft und Jugendbildung“ in einer Großstadt leichter fördern zu können. Keineswegs. Wir wollen nicht die Anhänglichkeit an das Ländliche und Heimische treffen. Diese ist so wenig Provinzialismus, daß sie vielmehr das Dorf ihrer Heimat mit kosmischem Glanze zu erfüllen vermag. Wir meinen den Provinzialismus als eine geistige Gefahr und unfreie Gesinnung, über die zu siegen so schwer wie rühmlich und einen Gedenktag wert ist: einen Gedenktag, damit niemand vergesse, daß in irgend-einer Verwandlung oder Verkappung der überwundene Dämon der Enge wieder aufsteht, sich in die Gemüter und ins Land schleicht — z. B. als lächelndes Behagen, liebenswürdig und feist, oder als dumpfe Trägheit, dann auch geschäftig als Gelegenheitsmacher, oder aufgeregt bis zum Irrsinn als Fremdenhaß, oder kriechend als Gesinnungsschnüffler. Kurz, unter hunderterlei Masken stellt der geistige Provinzialismus sich allen Mächten und Zwecken zur Verfügung, die den Sinn der Wahrheit abbiegen und einfangen möchten, für sich. Jeder Forscher und akademische Lehrer, der sich dergleichen gefallen läßt, und jeder Machthaber, der es uns ansinnt, sie gelten uns als provinzial, provinzial in dem sieghaft und festlich höhnnenden Sinne, den heute dieses Wort ausstrahlt.

Wenn wirklich, wie manche Zeichendeuter raunen, aus Bayern eine Provinz zu werden droht, so kann uns das, wenigstens was das geistige Leben und Bildungswesen betrifft, nur durch eigenes Erlahmen, durch unseren Provinzialismus widerfahren. Die Ludwig-Maximiliansuniversität wird sich aufs äußerste dagegen wehren, und sie vertraut, daß alle deutschen Hochschulen und Akademien ihr zur Seite stehen. Müßte doch die gesamte deutsche Kultur Schaden

nehmen, wenn etwa in Bayern die Wissenschaft von irgend einer Seite her bevormundet und zu einer Provinz des politischen Wollens erniedrigt oder durch wirtschaftliche Enge geschwächt würde. Überall – so hoffe ich – sogar im Ausland, würden uns Rufer und Kämpfer erstehen; denn das Bewußtsein von der Selbstbestimmung und Reinheit des forschenden und kritischen Denkens als einer ewigen menschlichen Pflicht und Forderung hat nunmehr den schrecklichsten aller Völkerkriege überlebt. Wir senden daher den Gruß der geistigen Freiheit an die Mitarbeiter in der Fremde, an die unprovinzialen Gehirne und Herzen unter den Forschern aller Völker und Rassen. Am liebsten hätten wir sie alle zum Feste geladen, wenn es nicht immer so schwer noch wäre, im Lärm der Welthandel die Freunde der Wahrheit herauszukennen und zu erreichen. Denn keineswegs sind die lauten jedesmal die echten. Gerade auf die Polterer und Schreier der Gedankenfreiheit legen wir weniger Wert, wie wir auch ihren Schauergeschichten von flammenden Scheiterhaufen nur teilweise glauben. Die wirklich gefährlichen Feinde des unabhängigen Denkens scheuen das Licht und treten heutzutage eher provinzial als international auf. In ihren Verstecken müssen sie gesucht, im eigenen Land und Volk, im Schoß unserer Körperschaften, ja im nächsten Freundeskreise und besonders gar in der eigenen Brust erkannt, erfaßt und in der Stille niedergerungen werden. Oft sind es nur kleine Schwächen, die wie Ungeziefer erstickt sein wollen. Diese häusliche und untheatralische Art des Kampfes wollen wir an unseren Universitäten nicht müde werden zu üben. Wir wollen auch durch die Gebärde der geäfften Freiheit uns nicht irren lassen. Wir Münchner kennen diese Art genau und haben ihr einen Namen gegeben: Schwabing. Um die Freiheiten von Schwabing zu retten, wollen wir uns nicht gegen den Provinzialismus gewaffnet haben.

Als König Ludwig die Universität nach München verlegte, versprach man sich höchste Veredelung des geistigen Lebens von der Verbindung der Wissenschaften mit den schönen Künsten. Mit Recht; denn noch heute lassen viele junge Gelehrten und Studenten gerade von dieser Hoffnung sich nach München führen. Nur wenigen freilich gelingt es, die Höhe, wo Schönheit und Wahrheit eins werden, zu ersteigen. Die Freiheit der Wissenschaft gedeiht in der kritischen Rückbesinnung; die Freiheit des Künstlers in der naiven Anschauung und im ungebrochenen Gefühl. Es sind zwei Arten von Freiheit,

die sich schwer und selten vertragen. So sehr sie sich gegenseitig voraussetzen und brauchen, so zerstören sie sich gegenseitig für jeden, der sie gewaltsam und invita Minerva vereinigen möchte.

Jedoch wozu die Gefahren schildern, von denen unsere Universität umgeben ist? Wäre ihre Errichtung und Erneuerung auf Münchens Boden weniger groß und kühn gedacht und durchgeführt worden, so hätte sie zweifellos auch weniger zu befürchten. So lange sie aber des strengen und freien Geistes, der sie hierher geführt hat, eingedenk und würdig bleibt, wird sie dauern und wachsen und wird auch im zweiten Jahrhundert, das sich ihr eröffnet, nicht müde werden, der Wahrheit zu dienen und die Geister zu bilden, zur Ehre und zum Wohl dieser Stadt, dieses Landes, des deutschen Volkes und aller, die im ewigen Dienst der Erkenntnis sich uns verbunden fühlen.

Ansprache

an die Vertreter der im Korporationsausschuß vereinigten studentischen Verbindungen im Dezember 1926.

Meine Herren,

ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihnen eine Frage vorzulegen, die für die Universität nicht unwichtig ist; denn die ganze Öffentlichkeit ist gelegentlich unserer Jahrhundertfeier darauf aufmerksam geworden. Der Korporationsausschuß hat bis jetzt die jüdischen und die paritätisch christlich-jüdischen Korporationen von sich und damit von den allgemeinen Veranstaltungen der inkorporierten Studentenschaft ausgeschlossen. Meine Frage lautet, ob das so bleiben soll? Der Korporationsausschuß kann in diesen Dingen beschließen wie er will. Es liegt mir ferne, mich in die Angelegenheiten der Herren einzumischen. Wohl aber ist es meine Pflicht, Sie über die Folgen Ihrer Maßnahmen, sofern sie das Wohl der Universität betreffen, zu unterrichten. Die Folgen waren zunächst Kritiken, Proteste und Herabwürdigungen des Geistes, der angeblich an unserer Universität herrschen sollte, von Seiten der links stehenden Presse. Es kann heutzutage der Universität nicht gleichgültig sein, wie sie in der öffentlichen Meinung dasteht, denn sie braucht Geldbeiträge aus den Kreisen der Zeitungsleser. Die Mittel des Staates reichen nicht mehr für alle Bedürfnisse aus. Geld gibt man in der Regel nur einem Menschen, einer Körperschaft, einer Anstalt, die man achtet. Die Gefahr, daß unsere Universität von einem sehr großen und einflußreichen Teil der Presse verächtlich gemacht wird, besteht heute tatsächlich. Es ist meine Pflicht als Rektor, Sie mit diesem Sachverhalt bekannt zu machen. Ich darf Ihnen daher nicht verheimlichen, daß die Werbungen unserer Universitätsgesellschaft zur Jubiläumsstiftung bei den meisten jüdischen Firmen diesmal auf ein geschlossenes Nein gestoßen sind: immer mit dem Hinweis begründet, daß die jüdischen Studenten an der Münchener Universität zurückgesetzt und nicht als gleichberechtigt behandelt werden. Dem-

nach kann man sich ungefähr ausdenken, daß das Verhalten des Korporationsausschusses unsere Universität eine Summe gekostet hat, die ein Vielfaches von den Auslagen unseres ganzen Jahrhunderts festes darstellen dürfte. Nachdem die jüdischen Firmen sich untereinander das Wort gegeben haben, darf man auch annehmen, daß, falls der Korporationsausschuß auf seiner Praxis beharrt, die jüdischen Kassen weiterhin für uns geschlossen bleiben.

Sie, meine Herren, werden erwidern, daß Ihnen dies völlig gleichgültig ist, und daß Sie Ihre Stimme nicht verkaufen. Dies sollen Sie auch nicht tun. Nicht um des Geldes willen sollen Sie die jüdischen Kommilitonen in Ihren Kreis aufnehmen. Ich wäre der Erste, Ihnen diesen Beweggrund zu widerraten. Für uns Akademiker ist die Ehre mehr wert als alles Geld. Damit komme ich zum Kern der Sache: nämlich, ob es sich mit der Ehre eines Studenten verträgt, die jüdischen Kommilitonen auf die Seite zu drängen und zwar von den jüdischen Kommilitonen gerade diejenigen, die sich als deutsche Juden fühlen, den Lebensstil des deutschen Studenten anstreben, mitmachen und bei unseren Festen mit Fahne, Schläger und Wichs dabei sein möchten. In den Satzungen der von Ihnen ausgeschlossenen frei schlagenden Verbindung Thuringia heißt § 1: „Die Verbindung hat den Zweck, studentische Sitte und wissenschaftlichen Geist, deutsche Gesinnung und konfessionelle Toleranz unter ihren Mitgliedern zu pflegen.“ „Die Vereinigung jüdischer Akademiker“, die Verbindungen Jordania und Licaria, die sich insbesondere die Pflege jüdischer Gesinnung angelegen sein lassen, wollen zugleich zu studentischer Gesinnung, studentischer Geselligkeit, studentischen Umgangsformen ihre Angehörigen erziehen. Liegt nicht in diesem Willen, zu uns zu gehören und auch am äußeren Schmuck unserer Feste teilzunehmen, etwas Verbindendes? Mir fallen dabei jene tapferen Juden von 1914 ein, die mit uns hinausgezogen und für Deutschland gefallen sind. Eine der von Ihnen ausgeschlossenen Verbindungen hat 22 Tote zu verzeichnen. Wir haben uns dieses Opfer und diese Hilfe gefallen lassen, wie wir es uns im Frieden gefallen lassen, daß z. B. unser psychiatrisches Forschungsinstitut zu einem sehr großen Teil von einem Juden finanziert wird, daß hervorragende Forscher und Denker, um nur unseren Richard Willstätter zu nennen, eine führende Rolle in der deutschen Wissenschaft übernehmen. Ja, wir haben es uns gefallen

lassen müssen, denn diese und ähnliche Dienste werden dem deutschen Volk zu teil, ungebeten, wie Sonne und Regen. Die ganze deutsche Kultur östlich unserer Reichsgrenzen wäre vielleicht längst zusammengesunken und vom Slaventum überschwemmt worden, wenn nicht das Judentum für deutsche Sprache und deutsche Geistesart dort einstände.

Sie werden nun einwenden, meine Herrn, daß trotz alldem der Jude ein Fremder sei für den Deutschen: fremde Rasse, fremdes Volk. Von der Rasse lassen Sie mich schweigen, denn dies ist ein zoologisches, kein humanes Argument, und wer sich im menschlichen Tierreich zu bewegen wünscht, der mag immerhin sich vor den Juden verschließen, als vor einer Tiergattung, die seiner Tiergattung schädlich ist. Aber eine Universität ist keine Menagerie. — Es bleibt der Gesichtspunkt zu würdigen, daß der Jude im menschlichen Sinne uns als Fremdling gelten solle. Nun wohl, dann ist er unser Gast, und einem Gaste pflegt der gebildete, auf gute Sitte bedachte Mensch mit ganz besonderer Freundlichkeit zu begegnen. Mich dünkt es unfein, einem Gast, der mit freundlicher Absicht anklopft, die Türe zu weisen.

Man könnte aber auch die Auffassung vertreten, daß gerade die jüdischen Kommilitonen, die hier und heute in Frage stehen, keine Fremden sondern Deutsche sind, sofern sie deutsche Sprache, Sitte, Denkart und Gesinnung pflegen, und daß wir sie als Mitbürger, Bundesgenossen und Freunde der deutschen Sache zu betrachten haben.

Meine Herren, ich will diese Apologie des akademischen Judentums nicht weitertreiben, denn in der Regel sind die Juden in ihrer Selbstverteidigung emsig und fähig genug und gehen darin manchmal weiter als gut ist. So könnte auch meine Verteidigung vielleicht nur Ihren Widerspruch herausfordern, und ich würde durch weiteren Nachdruck dieser ganzen Angelegenheit des Korporationsverbandes und des Chargierens bei unseren Festen eine übertriebene Bedeutung verleihen. Im Grunde handelt es sich ja lediglich um eine gesellschaftliche Formfrage. Sie, meine Herrn, werden selbst nicht glauben, daß Sie, durch Ausschließung der Juden vom Chargieren, etwa unsere Universität oder unser Volk vor einer drohenden Überfremdung bewahren, oder auch nur den geringfügigsten deutschen „Belang“ verteidigen. Das Ganze ist eine Äußerlichkeit, ähnlich wie die Frage der zwei Reichsflaggen, an und für sich bedeutungslos,

jedoch höchst gefährlich, sobald man sich darauf versteift. Es ist schon einmal ein Riese an einer Buttersauce erstickt.

Mein Rat wäre, die Türen zu öffnen, niemanden auszuschließen. Mit einer einzigen freundlichen Gebärde könnten Sie, meine Herrn, eine alte und täglich wachsende Verstimmung und Verbitterung und ein Ärgernis, mit dem gegen unsere Alma mater gehetzt wird, aus der Welt schaffen. Sie werden nicht leicht wieder Gelegenheit finden, mit so geringer Mühe unserer Universität einen so großen Dienst zu erweisen.

Meine Herren, bei der Jahrhundertfeier haben die studentischen Korporationen durch ihr Mitwirken die Farbigkeit und großartige Festlichkeit des Bildes in eindrucksvollster Weise gesichert und erhöht. Ich als Jubiläumsrektor bin Ihnen für Ihre freudige und wirkungsvolle Hilfe außerordentlich dankbar und freue mich, Ihnen heute persönlich danken zu dürfen. Alle Welt hat sich gefreut an der Art, wie die Studentenschaft im Fackelzug, Festzug, auf der Bühne und bei dem Kommers in Erscheinung getreten ist. Ich bin der Letzte, den Wert des dekorativen Momentes bei akademischen Festen zu unterschätzen. Wenn aber das Festbild auf einer Ungerechtigkeit aufgebaut wird, freut es mich nicht mehr, und ich müßte bei unseren nächsten Feierlichkeiten den studentischen Schmuck der Chargierten ablehnen, wenn er nicht anders als um den Preis einer Ungerechtigkeit zu haben wäre.¹⁾

¹⁾ Daraufhin hat der Korporationsausschuß, da sich zur Aufnahme der ausgeschlossenen Verbindungen die Stimmen nicht einigen konnten, beschlossen, daß bis auf weiteres bei gemeinsamen akademischen Feiern nicht mehr chargiert werden solle und daß der Korporationsausschuß aufzulösen sei.

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Karl Vossler:

Gesammelte Aufsätze zur Sprachphilosophie

(VIII, 272 Seiten. 8^o) — Broschiert RM. 5.—, gebunden RM. 6.50, handgebunden Halbleder RM. 10.—

An Julius von Schlosser / Grammatik und Sprachgeschichte oder das Verhältnis von „richtig“ und „wahr“ in der Sprachwissenschaft / Das Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte / Kulturgeschichte und Geschichte / Das System der Grammatik / Das Leben und die Sprache. / Über grammatische und psychologische Sprachformen / Der Einzelne und die Sprache / Die Grenzen der Sprachsoziologie: Vorwort / Poesie und Prosa / Beredsamkeit und Umgangssprache / Register

Literar. Jahresbericht des Dürerbundes 1923: Zuletzt ein einsames Werk: Karl Vosslers Aufsätze zur Sprachphilosophie. Vossler ist der einzige heute, der vom Leben der Sprache tiefsinnig und doch ganz sachlich spricht. Der zeigt, was sie treibt und wie sie sich wandelt, und was das bedeutet in all seiner Tragweite. Auch von der Erforschung dieser Probleme. Mit immer neuem Staunen liest man die Meisteranalyse, diese leuchtkräftigen Beispielsbetrachtungen, diese Einblicke in Menschtum und Gesellschaft . . .

Karl Vossler:

J E A N R A C I N E

224 Seiten 8^o. Brosch. RM. 6.—. In Leinen gebund. RM. 8.— (Band III/2. Der Epochen der franz. Literatur)

Zeittafel zu Racines Leben und Arbeiten / Racines Charakter und Lebensführung / Der Mensch und seine Zeit / Die Dichtung / Ihre Fremdartigkeit / Das kritische Problem / Die einzelnen Dramen / La Thébaïde / Alexandre le Grand / Andromaque / Les Plaideurs / Britannicus und Bajazet / Bérénice / Mithridate und Iphigénie / Phèdre / Esther / Athalie / Die Cantiques spirituels / Tragik und Bühne von Euripides bis Racine / Racines Sprach- und Verskunst

Das ist nun wirklich ein allseitiges, erschöpfendes Buch über den großen Dramatiker und wie kein anderes geeignet, die Fremdheit, mit der wir Deutsche ihm in allgemeinen gegenüberstehen, zu überwinden. Vossler weiß uns die Eigenart dieser Dramen glänzend zu charakterisieren und sie aus den Absichten des Dichters heraus verständlich zu machen; ihm ist Racine der Dichter des Mißerfolges, des Unglücks und zugleich der Selbstbesinnung, die aus dem Unglück quillt. In Racines dichterischer Welt, in den Liebestragödien von der Thébaïde bis zur Phèdre sei die Leidenschaft nur das natürliche Verhängnis der Menschheit, Verzicht und Entsagung aber ihre geistige Bestimmung. Von Drama zu Drama verfolgt Vossler die zunehmende Vergeistigung im Schaffen Racines — bis zu Esther und Athalie, wo das Erotische und Galante endgültig zurücktritt, um dem religiösen Gedanken des Verzichtes und Opfers die ganze Bühne freizugeben. So wird aus Racine, dem Klassisisten, dem Schüler des Euripides und des Seneca, ein im tiefsten Sinne christlicher Dichter, und als Dichter des Unglücks und der Selbstbesinnung hat er, den man bei uns kaum noch liest und niemals mehr spielt, gerade unserer Zeit vieles zu sagen. — Aber Vossler führt uns nicht nur, an Hand dieses Grundgedankens, durch die einzelnen Dramen, er gibt uns nicht nur einen ebenso knappen wie meisterhaften Abriss über Tragik und Bühne von Euripides bis Racine, nicht nur eine Analyse von Racines Sprach- und Verskunst, wie nur er sie geben kann — er vernachlässigt auch das Biographische nicht und den Zusammenhang des Dichters mit seiner Zeit. Und da er nicht nur ein Meister der Forschung, sondern auch der Sprache ist, so gewährt uns das Buch eine unschätzbare Bereicherung unserer Kenntnisse, und zugleich einen erlesenen Genuß. (Aus einer Besprechung.)

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW. 12

MARTIN GRABMANN

Professor an der Universität München

MITTELALTERLICHES GEISTESLEBEN

**Abhandlungen zur Geschichte
der Scholastik und Mystik**

XII und 585 Seiten, gr. 8°, broschiert Mk. 20.80, gebunden Mk. 24.80

Der um die Erforschung der mittelalterlichen Theologie hochverdiente Verf. hat den glücklichen Gedanken gehabt, seine in den verschiedensten Zeitschriften und Sammelwerken des In- und Auslandes verstreuten und schwer zugänglichen Abhandlungen zur Geschichte der mittelalterlichen Scholastik und Mystik gesammelt in Buchform herauszugeben. Es finden sich darunter solche von außerordentlich hohem wissenschaftlichen Werte; ich nenne nur die Studie über Ulrich von Straßburg, über Nikolaus von Paris, über die italienische Thomistenschule des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts, über die älteste deutsche Thomistenschule des Dominikanerordens. Zwei Abhandlungen sind ganz neu, nämlich die erste über Forschungsziele und Forschungswege auf dem Gebiete der mittelalterlichen Scholastik und Mystik, und die zwölfte über eine hochdeutsche Übersetzung der theologischen Summe des hl. Thomas; die übrigen sind zum größeren Teile ergänzt oder auch neu bearbeitet. Besondere Anerkennung verdient es, daß die begeisterte Liebe zum hl. Thomas Gr. nicht abhielt, auch seinen Aufsatz über die Disputationes metaphysicae des Franz Suarez seinem Sammelbände einzuverleiben und diesen hervorragenden und scharfsinnigen Philosophen gegenüber gewissen Zeloten gebührend zu würdigen. Johann Stuffer S. J.

(Aus Zeitschrift für kath. Theologie)

MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN NW. 12

LEX BAIUVARIORUM

Lichtdruckwiedergabe der Ingolstädter Handschrift des bayerischen Volksrechts mit Transkription, Textnoten, Übersetzung, Einführung, Literaturübersicht und Glossar

Zur Jahrhundertfeier
der Übersiedlung der Universität von Landshut nach München im Auftrag der juristischen Fakultät und der Universitätsbibliothek München
sowie mit Unterstützung der Notgemeinschaft
der deutschen Wissenschaft

herausgegeben und bearbeitet von

KONRAD BEYERLE

o. Professor der Rechte in München

XCIV, 214 Seiten Querquart mit 1 Abbildung und 93 Lichtdrucktafeln
Gebunden in Leinen Rm. 18.50

Das Verlangen nach einer äußerlich handlichen und textlich brauchbaren Ausgabe der Lex Bajuvariorum ist alt. Seit Joh. Merkel 1860 seine auf jahrelanger Forschung aufgebaute Edition in der Folioserie der Mommenta Germaniae erscheinen ließ, ist der ganze Text der Lex nicht mehr gedruckt worden. Jener Foliant aber ist längst vergriffen und schwer zugänglich. Darum hat auch Merckels Ausgabe die Forschung nicht so befruchtet, wie ihr ausgedehnter Apparat von Textnoten und sachlichen Ausführungen es verdient hätte. Nunmehr steht zwar eine Neuausgabe der Lex Bajuvariorum in der Quartserie der Mommenta Germaniae bevor. Indes auch sie wird nicht das Bedürfnis befriedigen, das bayerische Volksrecht in bequemer Weise auch für den juristischen Unterricht zugänglich zu machen. Zudem läßt es die textkritische Forschung erwünscht erscheinen, einige der besten Handschriften im genauen Abdruck, noch besser in photographischer Wiedergabe, zu besitzen. Unter den 30 Kodizes, in denen das älteste bayerische Rechtsdenkmal auf uns gekommen ist, nimmt die Ingolstädter Handschrift nach Alter, Erhaltung und Textgestaltung einen gleich hervorragenden Platz ein. Gerade jetzt, wo die Forschung über die Lex Bajuvariorum in ein neues und man darf wohl sagen entscheidendes Stadium getreten ist, erschien es angezeigt, diesen wertvollen Typ in Lichtdruck-Wiedergabe herauszugeben. Die Ausgabe wird für die weitere Textforschung unentbehrlich sein. Sie dient aber ebenso dem rechtsgeschichtlichen Unterrichtsbetrieb. Sie ist gerade für diesen Zweck besonders ausgestattet und erscheint in mäßigster Preislage, um auch dem Studierenden die Anschaffung zu ermöglichen.

Prof. Dr. med. et phil. **Franz Oppenheimer**, Frankfurt a. M.

Gesammelte Reden und Aufsätze

2 Bände, VIII, 513 und VI, 352 S. gr. 8^o auf bestem holzfreiem Papier, brosch. Rm. 15.—
Leinen geb. Preis Rm. 18.—. Einzeln brosch. Rm. 8.50, geb. Rm. 11.—.

I. Wege zur Gemeinschaft

Vorwort / Wissen und Werten / Die gegenwärtige Krisis in der deutschen Volkswirtschaftslehre / Physiologie und Pathologie des sozialen Körpers / Zur Theorie der Genossenschaft / Die soziale Bedeutung der Genossenschaft / Die Gewerkschaft / Lloyd George und der englische Großgrundbesitz / Der russische Bauer / Was uns die russische Agrarreform bedeutet / Ostelbische Tagelöhne und Landflucht / Gemeineigentum und Privateigentum an Grund und Boden / Zur Geschichte und Theorie der landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften / Die Arbeits- und Pachtgenossenschaften in Italien / Ein gescheitertes sozialpolitisches Unternehmen / Bodenwertsteuer oder innere Kolonisation / Gemeinwirtschaft / Die Revolutionierung der Revolutionäre / Eine Revision des sozialdemokratischen Programms / Freier Handel und Genossenschaftswesen / Wohnungsfragen und Volkskrankheiten / Die Kaufkraft des Geldes / Zur Geldtheorie / Das Bodenmonopol / Zwei neue Lehrbücher der Ökonomik / Alfred Amons' „Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie“ / Die Utopie als Tatsache

II. Soziologische Streifzüge

Soziologie und Geschichte / Das Gesetz der zyklischen Katastrophen der Krisenzeit / Der Staat und die Sünde / Die Theorie der Klassenentstehung / Die logische Abkunft des Sozialismus / Gustav Schmollers „Soziale Frage“ / Lorenz Stein und die deutsche Soziologie / Sozialismus oder Liberalismus / Fürst Kropotkin und der Anarchismus / Demokratie / Nationale Autonomie / Zur Tendenz der europäischen Entwicklung / Zionismus / Der Antisemitismus im Lichte der Soziologie / Die Judenstatistik des preußischen Kriegsministeriums / An die Volkswirte der Entente / Die Neue Wirtschaft / Karl Marx / Adolf Wagner / Gustav von Schmoller / Rudolf Virchow / Frederik van Eeden / Rede am Sarge Paula Dehmels.

Ein Standardwerk wissenschaftlicher Durchdringung und Darstellung aktueller Probleme
der Vergesellschaftung liegt hier vor